

Relevant! Nicht nur für das System.

Liebe Leserin, lieber Leser,

Ärztinnen waren es, natürlich. Und Kassierer im Supermarkt. Genauso auch die Pflegekräfte im Seniorenheim. Oder der LKW-Fahrer, der für den sehnlich erwarteten Klopapier-Nachschub sorgte.

Sie alle galten als systemrelevant.

Also als wichtig, nötig, unverzichtbar für das große Ganze. Als entscheidend für die Gemeinschaft.

Im März und April, mitten im Lockdown, hielten sie unser Land am Laufen.

Und bekamen dafür Applaus. Von Balkonen und in sozialen Netzwerken. Völlig zu recht. Schade, dass diese Anerkennung schnell wieder verpufft ist.

Systemrelevant.

Allerdings: Dieser Begriff hat eine Kehrseite. Sogar zwei Kehrseiten.

Die eine: Neben den Relevanten gibt es die anderen. Die weniger wichtig sind.

Verzichtbar?

Kunst und Kultur. Schule und Kita. Begegnung, Begleitung und Gespräch. Und Religion, Leben und Tod.

Einfach dicht gemacht. Zum Teil bis heute.

Und die andere Kehrseite: Nicht der einzelne Mensch ist mehr wichtig, wenn von Systemrelevanz die Rede ist. Sondern nur noch sein Nutzen für Gemeinwohl und Wirtschaft.

Keine Frage: Wenn es um Leben und Tod geht, um die Überlastung des Gesundheitssystems oder die Aufrechterhaltung der Lebensmittel-Versorgung, dann hat das Kriterium der Systemrelevanz sein Recht.

Gleichzeitig gilt aber immer: Jeder Mensch ist relevant. Wichtig, unverzichtbar.

Und zwar völlig unabhängig von seiner Leistung. Gar seinem Nutzen für die Allgemeinheit.

Jeder einzelne. Unendlich kostbar, wunderbar gemacht.

Dafür stehen wir als Lebensraum Diakonie ein.

Immer. Nicht nur, aber auch in der Pandemie.
Für die Würde und Relevanz jedes Menschen.

In diesem Brennpunkt können Sie lesen, wie die Menschen, die bei uns arbeiten, leben oder Hilfe suchen, die Corona-Lage erleben.
Ihnen allen möchten wir an dieser Stelle ausdrücklich und von Herzen Dank sagen.
Unseren Kolleginnen und Kollegen zuvorderst. Für ihren großen Einsatz, den Mut, die Kreativität, die Geduld, die Rücksicht auf- und die Verantwortung füreinander.

Dank Ihnen haben wir die Krise bis hierher gut gemeistert.
Und wir haben niemanden allein gelassen mit seiner Not.
Das ist das wichtigste.
Weil jede und jeder für uns relevant ist.

Mit herzlichen Grüßen

Die Covid-Lage-Gruppe des Lebensraum Diakonie e.V.



Michael Elsner



Petra Grebe

Florian Moitje



Nähe durch Abstand Nächstenliebe in der Corona-Virus-Pandemie

„Liebe Mitbürgerinnen, liebe Mitbürger, das Corona-Virus verändert zurzeit das Leben in unserem Land dramatisch. Unsere Vorstellung von Normalität, (...) von sozialem Miteinander – (...) wird auf die Probe gestellt wie nie zuvor.“

Mit diesen Worten wendete sich Bundeskanzlerin Angela Merkel Mitte März in einer Fernsehansprache an die Bevölkerung. Und in der Tat: Vieles, was uns normal und selbstverständlich erschien, gilt inzwischen nicht mehr. Unser Leben hat sich in den letzten Wochen radikal verändert.

Natürlich, man kann sich an viele dieser Veränderungen gewöhnen: An die Maske beim Einkaufen im Supermarkt, an die auseinandergerückten Tische im Büro oder in der Schule oder an die Desinfektionsspender allerorten.

Und doch: Die Botschaft hinter diesen Maßnahmen bleibt bitter. Wir sind eine potentielle Gefahr füreinander. Ich könnte dich infizieren – oder du mich. Also gilt es, Abstand zu halten. Vorsichtig zu sein. Sich bloß nicht zu nahezu kommen.

Ferne wird zum Ausdruck von Nähe. Wenn ich den Nächsten liebe, bleibe ich auf Abstand. Das ist im Moment nötig, keine Frage. Auch wir als Lebensraum Diakonie achten in unseren Hilfseinrichtungen auf den nötigen Abstand. Und zugleich bleibt es eine soziale Zumutung. Oder um es noch einmal mit den Worten der Bundeskanzlerin zu sagen: *„Ich weiß, wie schwer das ist, was da von uns verlangt wird. Wir möchten, gerade in Zeiten der Not, einander nah sein. Wir kennen Zuwendung als körperliche Nähe oder Berührung. Doch im Augenblick ist leider das Gegenteil richtig. Und das müssen wirklich alle begreifen: Im Moment ist nur Abstand Ausdruck von Fürsorge.“*

Ja, wir begreifen das. Rational, mit dem Verstand. Abstand als Zeichen von Nähe. Aber dem Herzen fällt es schwer. Manchmal den Händen auch, die ganz intuitiv zucken, zum Handschlag bereit, wenn wir einander begrüßen.

Abstand als Zeichen von Nähe. Das hieß im Lebensraum Diakonie in den letzten Wochen: Klient*innen wurden telefonisch beraten. Das geht. Und doch erzählen viele Kolleg*innen, dass etwas fehlt, wenn man sich nicht in die Augen schauen, nicht in der Mimik des Gegenübers lesen kann, wie es ihm oder ihr geht. Vielerorts gab's deshalb Beratungsspaziergänge. Draußen, anderthalb Meter zwischen sich, aber von Angesicht zu Angesicht.

Härter noch: Das Abstandhalten für die Bewohner*innen und Mitarbeitenden der stationären Einrichtungen. Verschlossene Türen, Betretungsverbote. Damit kein Fremder das Virus ins Haus trägt. Das war – und ist noch immer – eine massive Einschränkung, eine enorme Anstrengung. Und es bleibt die Frage: Wieviel Abstand kann ein Mensch eigentlich aushalten?

Abstand als Zeichen von Nähe? Einerseits: Ja. So ist es in Zeiten der Corona-Virus-Pandemie. Es braucht unsere Geduld, unsere Solidarität. Wir müssen das Distanz-Halten weiter durchhalten. Aus Nächstenliebe. Um einander, um gerade die gesundheitlich Schwächeren zu schützen. Und andererseits: Dürfen wir nicht vergessen, wie sehr Menschen unter dem Abstandhalten leiden. Es bleibt eine massive soziale und ethische Zumutung.

Beides ist richtig – und von beidem können Sie in diesem Brennpunkt lesen.

Zum Ende noch ein letztes Mal die Bundeskanzlerin:

„Das ist, was eine Epidemie uns zeigt: wie verwundbar wir alle sind, wie abhängig von dem rücksichtsvollen Verhalten anderer aber damit eben auch: wie wir durch gemeinsames Handeln uns schützen und gegenseitig stärken können.“

Besser kann man das uralte christliche Menschenbild, das uns als Diakonie leitet, kaum auf den Punkt bringen.

Wir sind verwundbar, abhängig, nicht perfekt, auf andere angewiesen. Und zugleich: In der Lage, diese Welt zu verändern. Uns einzusetzen für unsere Nächsten. Zu lieben und zu stärken.

Das macht uns aus.

Das spüren wir auf besondere Weise in dieser außergewöhnlichen Zeit.

Wenn wir Abstand halten. Mal geduldig, mal mit Mühe. Mal aus Überzeugung, mal hadernd. Aber eben immer: Als Ausdruck unserer Nähe zu den Menschen, mit denen wir leben und die unsere Nächsten bleiben, auch über anderthalb Meter hinweg.

Florian Moitje, Diakoniepastor

Corona und sozial schwache Familien

SOMMER 2020

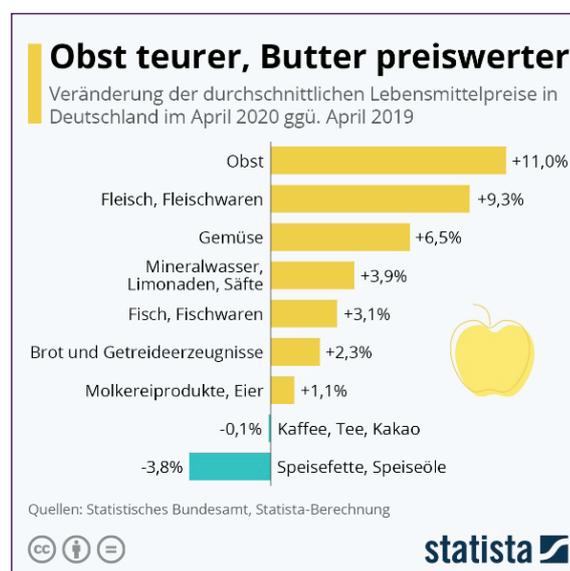
Neele Standke hat im April ihr Anerkennungsjahr im Lebensraum Diakonie begonnen. Ihr Dienstbeginn war also mitten im Lockdown. Sie hat ganz unmittelbar erlebt, was die pandemiebedingten Einschränkungen für Folgen hatten, gerade auch für Familien mit ohnehin geringem Einkommen.

Seit April 2020 kommen vermehrt Mütter und Väter aus finanziell, wirtschaftlich oder ökonomisch schwachen Familien in die Sozialberatung und bitten um finanzielle Hilfe durch die Spendenaktion „Guter Nachbar“. Bedingt durch Covid-19 wurden sämtliche Schulen und Kitas des Landes geschlossen, was zu einer deutlichen Mehrbelastung seitens der Eltern führt. Gleichzeitig hat seit Beginn der Krise ein Drittel aller Unternehmen im Landkreis Lüneburg für seine Mitarbeiter*innen Kurzarbeit angemeldet (vgl. <https://lueneburg.ngg.net/presse/pressemitteilungen/2020/lockdown-im-kreis-lueneburg/>).

Unsere Klienten*innen in der Sozialberatung sind teilweise von Kurzarbeit betroffen oder lebten bereits vor der Krise von Sozialhilfe und sind meist finanziell stark belastet. Durch die ansteigenden Lebensmittelpreise im Zuge der Krise (siehe Grafik) und da die Kinder statt in den Einrichtungen nun Zuhause essen, erhöhen sich die Ausgaben der Familien erheblich. Noch dazu kommt die physische und psychische Mehrbelastung durch die Dauerbetreuung der Kinder (<https://de.statista.com/infografik/21862/veraenderung-der-lebensmittelpreise-in-deutschland/>).

Menschen, die sich im Normalfall an die Tafel wenden, wenn die Lebensmittel Zuhause knapp werden, konnten dort aufgrund des Corona-Virus keine Hilfe finden. Viele Tafeln waren eine Zeit lang komplett geschlossen und haben dann Klient*innen, welche seit Jahresbeginn regelmäßig zur Tafel gekommen sind, Essen nach Hause geliefert. Für Familien und Alleinstehende, die sich zum ersten Mal in einer Notsituation befanden, war das keine Hilfe. Es fehlt der Tafel momentan an Helfer*innen, da viele aktive Tafel-Helfer*innen zur älteren Generation gehören und sich selbst schützen müssen. Die Tafel in Lüneburg hat seit dem 16.06.2020 unter strengen Hygieneauflagen und Sonderregelungen wieder geöffnet und nimmt auch neue Klient*innen auf (vgl. <http://www.tafel.de/themen/coronavirus/>).

Auch das „Homeschooling“ stellt viele Familien vor eine Herausforderung. In den meisten ärmeren Haushalten fehlt es an technischen Geräten, wie Computer und Drucker, um die Aufgaben der Schulen zu bearbeiten. Familien berichteten, dass sie sich zu Beginn der Schulschließungen noch bei Freunden und Nachbarn behelfen konnten, dies ihnen auf Dauer aber unangenehm wurde und schließlich doch eigene Geräte angeschafft wurden. Diese Ausgaben haben die Familien wiederum in eine finanzielle Schieflage gebracht. Die Erwartungen seitens der Schulen und Behörden an finanziell, wirtschaftlich oder ökonomisch schwachen Familien wurde als sehr hoch empfunden. Umso dankbarer waren die Klient*innen für unsere Hilfs- und Unterstützungsangebote.



„Corona kann mich mal ...“ – Wie Klient*innen des Straßenfegers über die Pandemie denken

Die Kolleg*innen aus dem „Straßenfeger“ in Rotenburg haben sich bei ihren Besucherinnen und Besuchern umgehört: Wie haben sie die letzten Wochen erlebt?

Der Straßenfeger ist ein Tagesaufenthalt. Die Türen der Einrichtung stehen offen für alle Menschen und ganz besonders für diejenigen ohne Wohnung. Die Gäste können im Straßenfeger frühstücken, duschen, ihre Wäsche waschen oder Tageszeitung lesen.

„Ich bin sowieso alleine.
Alles ist wie immer mit Corona.“

„Alles wurde ruhiger. Man kam runter.
Die Angst vor einer Ansteckung kommt
erst jetzt mit den Lockerungen.“

„Mir fehlt es, Freunde
zu umarmen.“

„Scheiß Corona.“

„Die ersten Wochen waren stressig.
Jetzt habe ich mich dran gewöhnt.“

„Es war für mich wie Urlaub. Ich bin jeden Tag
spazieren gegangen und es war ruhig. Ich
habe mich der Situation angepasst.“

„Politiker und Sportler werden auf Corona
getestet. Wir nicht. Da zeigt sich wieder die
Zwei-Klassen-Gesellschaft.“

„Mir ging es schlecht. Die Fake News haben mich
gestört. Dieses Auf und Ab.“

„Für mich war es perfekt. Die Supermärkte waren
leer und ich konnte in Ruhe einkaufen gehen.
Sonst sind mir zu viele Menschen in den Läden.
Von mir aus kann es so bleiben. Auch die Maskenpflicht
finde ich gut, dann erkennt mich niemand.“

„Ich war zwei Wochen in
Quarantäne in einer anderen
Einrichtung. Das war doof, weil
ich das Zimmer nicht verlassen
durfte.“

„Mir ist Corona egal. Ich kann es
sowieso nicht ändern.“

„Mich stört mein Corona-Bauch.“

„Blöd rumhocken und aus dem Fenster schauen,
das habe ich auch schon vor Corona gemacht.“

„Ich wäre gerne zu der einen oder anderen Veranstaltung
gegangen, aber das ging ja nicht, weil nichts stattgefunden hat.
Ansonsten ging es mir ganz normal.“

„Ich habe nichts vermisst.“

„Berührungsentzug.“

„Ich habe mich alleine gelassen gefühlt.
Alles ist weggebrochen, Veranstaltungen sind
ausgefallen. Ich fühlte mich unsicher durch
die Überinformationen und dadurch
entstand die Isolation.“

„Es wird Zeit, dass das
Ganze aufhört.“

„Es war Zeit da, um Sachen
zu überdenken.“

„Corona kann mich mal!“

„Ein bisschen Alltag ist zurück. Es gibt
wieder Brötchen im Straßenfeger.“

Zwischen Suchtdruck und Abstinenz Corona-Erfahrungen von Menschen mit Abhängigkeitserkrankungen

Die Beratungsstellen des Lebensraums Diakonie haben ihre Klient*innen auch während des Lockdowns begleitet. Die meisten Gespräche fanden in dieser Zeit telefonisch statt. Stephanie Kriening, Sozialarbeiterin in der Fachstelle für Sucht und Suchtprävention drobs in Lüneburg, berichtet von ihren Gesprächen und Eindrücke aus dieser Zeit – und davon, was die Corona-Einschränkungen für Menschen mit Suchterkrankungen bedeutet haben.

Seit Ende des Jahres 2019 bestimmt das neuartige Coronavirus Sars-CoV-2 und dessen Ausbreitung das Leben auf der Welt. Auch in Lüneburg wurde der sogenannte Lockdown ausgerufen. Dies bedeutete: leere Fußgängerzonen, geschlossene Geschäfte und für viele Menschen auch Bangen um die eigene Existenz. Doch wie geht man mit einer Ausnahmesituation um, wenn man von einer Abhängigkeit betroffen ist? Wie bei vielen Dingen im Leben gibt es auch hier verschiedene Sichtweisen. In der Fachstelle für Sucht und Suchtprävention drobs Lüneburg fanden die Gespräche während des Lockdowns telefonisch, per Mail und in Notfällen auch persönlich statt. So konnten wir die Klient*innen auch bei den besonderen Herausforderungen während der Corona-Pandemie begleiten und unterstützen.

Ein Klient betrachtete die Situation aus der Perspektive als Selbstständiger: Corona sei für ihn eine reine Katastrophe. Durch die Geschäftsschließungen sei seine private Existenz massiv bedroht. Er beschreibt eine steigende Unruhe und Anspannung bedingt durch Existenzängste und die damit verbundene Ungewissheit. Dies führe bei ihm vor allem zu Verzweiflung, aus der sich dann schnell Suchtdruck, also der Druck etwas konsumieren zu wollen, entwickle. Die Geschäftsschließungen und Kontaktbeschränkungen würden es ihm erschweren, einige seiner Strategien gegen diesen Druck umzusetzen (Kaffeetrinken gehen, Sport im Sportverein treiben). Zudem bemerke er, dass er sich zunehmend einsamer fühle.

Eine Klientin beschrieb, dass ihr Corona tatsächlich dabei geholfen habe, abstinent zu bleiben. Sie habe sich vor der Pandemie häufiger mit Freund*innen in Bars und Kneipen getroffen, um Alkohol zu trinken. Da im Zuge der Pandemie sowohl Bars als auch Kneipen geschlossen hatten, empfand sie weniger das Bedürfnis, trinken zu wollen. Es sei ihr einfacher gefallen, nicht zu trinken, da auch durch die Kontaktbeschränkungen im privaten Bereich keine Familienfeiern stattgefunden hätten, die häufig mit Konsumaufforderungen oder Trinkneid ihrerseits einhergegangen seien. Sie habe generell das Gefühl, dass sich ihr Privatleben durch Corona weitgehend entschleunigt habe und ihr erst dadurch bewusst geworden sei, wie viel sie sich sonst zumute.

Eine Vielzahl der Klient*innen nahm das Angebot der telefonischen Beratung dankbar an. Hierdurch bestand die Möglichkeit, sich zu entlasten, gegebenenfalls andere Strategien im Umgang mit Suchtdruck zu entwickeln, die derzeitige Situation zu reflektieren und möglicherweise auch die positiven Seiten zu beleuchten.

Lüneburg
drobs
Fachstelle für Sucht und
Suchtprävention



Digitalisierungsschub durch die Corona-Krise Eindrücke aus dem Kinderschutzzentrum Nord-Ost-Niedersachsen

Auch das Kinderschutzzentrum Nord-Ost-Niedersachsen sah sich durch die Corona-Krise gezwungen, im Frühjahr 2020 schnell und flexibel auf die Situation aus fachlicher und struktureller Sicht zu reagieren. „Wie kann Kinderschutz generell und speziell unsere Fachberatung und Fortbildungsarbeit in solchen Zeiten weiterhin bestehen?“ waren die beiden zentralen Fragen, die uns beschäftigten.

Es zeichnete sich als Konsens der Fachwelt schnell ab, dass vor allem Kindern und Jugendlichen durch die Isolation vermehrt häusliche Gewalt und sexuelle Übergriffe drohen würden. Auch wir teilten diese Befürchtungen und erarbeiteten mit unseren Netzwerkpartner*innen Aufklärungsschreiben und Notfallpläne für Presse und Fachkräfte. Denn unsere Arbeit richtet sich nicht direkt an Betroffene, sondern an Fachkräfte und Ehrenamtliche, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten.



Auch wir mussten mit dem Umzug ins Homeoffice unsere Strukturen und Arbeitsabläufe anpassen, um erreichbar zu bleiben – auch im Fall einer vermuteten Kindeswohlgefährdung. Die Fachberatung stellten wir zunächst bis auf Ausnahmen auf Telefonberatung um, was auch relativ gut funktionierte. Wir machten uns zügig auf die Suche nach neuen Wegen der Kommunikation, da telefonisch diesbezüglich doch einige Kanäle wegfallen, die einen vertrauensvollen Austausch einfacher machen. Es mussten Videokonferenzen her, die wir bisher nur innerhalb unseres Teams regelmäßig verwendet hatten. Die Auseinandersetzung mit dem Thema „Digitale Beratung“ oder „Digitalisierung“ kann im Nachhinein als ein Arbeitsschwerpunkt der Monate April und Mai 2020 gesehen werden.

Da wie vermutlich vielerorts Aufträge reihenweise wegbrachen sowie Netzwerktreffen und Arbeitskreise verschoben oder abgesagt wurden, nutzten wir frei gewordene Ressourcen >>>



dahin gehend. Es galt bei der Suche nach Softwarelösungen einiges zu beachten und zu prüfen – vor allem die Datenschutzrichtlinien, die Kosten und die Stabilität bei mehreren Teilnehmer*innen. Es wurde innerhalb unserer Einrichtung viel getestet und diskutiert. Letztendlich haben wir nun jeweils eine Lösung für Einzelberatungen sowie eine für Webinare und Online-Meetings für Gruppen gefunden und installiert. So kann konstatiert werden, dass die Corona-Krise als Digitalisierungsschub für das Kinderschutzzentrum fungiert.

Die didaktische Umgestaltung unserer Angebote brauchte ebenfalls Zeit. Mittlerweile sind neben vereinzelt Präsenzveranstaltungen unter Berücksichtigung der aktuellen Verordnungsaufgaben erste Webinare erfolgreich verlaufen und die nächsten stehen bereits an. Es zeigen sich hierbei Vor- und Nachteile: Rückmeldungen zeigen uns, dass Teilnehmer*innen durchaus einen Pluspunkt darin sehen, von zuhause aus an Seminaren teilnehmen zu können, da zum Beispiel Fahrtwege wegfallen und es somit Ressourcen schont.

Für uns als Referent*innen ist es ein neues spannendes Feld, was einiges an Vorbereitung erleichtert, aber durchaus auch Nachteile zeigt. Zum Beispiel gestaltet sich der rege Austausch Online bei allen digitalen Features etwas sperriger und die fehlende persönliche Begegnung ist nur schwer zu kompensieren. Nebenbei ist die Technik nicht für alle Teilnehmer*innen gleich leicht zu bedienen.

Dennoch: Wir sind uns sicher, dass die Digitalisierung im Beratungs- und Fortbildungsbereich noch weiter wachsen und auch nach der Pandemie ihren Platz behalten wird. Wir haben uns daher entschieden, unser Angebot auch nach der Krise parallel zu Präsenzveranstaltungen und persönlichen Beratungen vor Ort digital anzubieten, sollte es inhaltlich passen.

Ein möglichst breites Angebot bedeutet in diesem Sinne auch, mehr Menschen und Einrichtungen zu erreichen, die wir für das Thema (institutionellen) Kinderschutz sensibilisieren wollen und denen wir beratend zur Seite stehen können. Und das muss unser oberstes Ziel sein und bleiben.

Eine (nötige) Zumutung Besuchs- und Betretungsverbote bei Ma Donna

SOMMER 2020

Besonders herausfordernd waren die letzten Monate für die Mitarbeitenden und die Bewohner*innen der stationären Einrichtungen. Die Einschränkungen waren massiv: Es gab Besuchs- und Betretungsverbote. Zwei Mütter, die mit ihren Kindern bei Ma Donna leben, erzählen, wie sie diese Zeit erlebt haben, in der sie ihre Familien nicht besuchen und ihre Partner nicht empfangen durften.

Corona ... wie habe ich die Einschränkungen ab Mitte März bis heute in der Wohneinrichtung für Mutter, Vater und Kind Ma Donna erlebt? Zwei Frauen (18 und 22 Jahre), die mit ihren Söhnen (8 und 9 Monate) zurzeit im Ma Donna leben, haben sich geäußert.

„Wenn ich nicht zu meiner Familie kann, fühle ich mich nicht so gut. Die Stimmung war angespannt, weil wir nicht nach Hause konnten.“

„Was war positiv? Mein Sohn!!! Die Zeit habe ich viel mit meinem Sohn gespielt und mich mit ihm unterhalten.“

„Die MitarbeiterInnen waren sehr „anhänglich“...auch sie brauchten soziale Kontakte...mir fiel auf, dass es MitarbeiterInnen gab, die schlechter oder aber besonders gut gelaunt waren- extremer in dieser Zeit.“



„Viele MitarbeiterInnen hatten Verständnis dafür, dass ich häufiger mal ungehalten war in dieser besonderen Zeit. Der Zusammenhalt in der Einrichtung war deutlich enger: wir hatten mehr und intensiveren Kontakt untereinander.“

„In der Einrichtung gab es manchmal besondere Regelungen, die ich nicht nachvollziehen konnte.“

„Ich habe mich mehr mit meinem Sohn beschäftigt und hatte insgesamt mehr „freie“ Zeit.“

„Ich habe mich alleine gefühlt, weil ich auf mich selbst gestellt war mit meinem Kind. Ich hatte keine Entlastung durch meinen Mann.“



Die Frauengruppe des Projekts CO-SOL in Zeiten von Corona

Katja Heidmeier leitet eine Gruppe für Frauen mit und ohne Migrationshintergrund. Sie berichtet davon, wie die Teilnehmerinnen die Pandemie erlebt haben.

Seit Sommer 2019 gibt es unsere engagierte Frauengruppe, in welcher sich Frauen mit und ohne Migrationshintergrund für ein gemeinsames Zusammenleben in Lüneburg und für eine gelungene Integration der Frauen mit Fluchthintergrund einsetzen. Was läuft in Stadt und Landkreis Lüneburg bereits gut für Frauen, wo gibt es Verbesserungsbedarf?

In unseren regelmäßigen Gruppentreffen werden Angebote, wie zum Beispiel Informationsveranstaltungen zu Themen wie gesundheitliche Aufklärung, gesellschaftliche und politische Bildung, sowie Teilhabe, zur Stärkung der Frauen gemeinsam entwickelt und umgesetzt. Und natürlich haben wir auch viel Spaß bei gemeinsamen Aktivitäten, wie zum Beispiel Kochevents oder kulturelle Veranstaltungen.

Eine pensionierte Lehrerin erteilt zwei Mal die Woche ehrenamtlich Deutschnachhilfeunterricht. Der Schwerpunkt der Projektarbeit liegt hier also vorrangig in der intensiven Gruppenarbeit. Die vorgeschriebenen Kontakteinschränkungen in Zeiten von Corona traf deshalb die Gruppe massiv.

Persönliche Gruppentreffen konnten nicht mehr in unseren Räumen im Haus der Kirche stattfinden und auch der Deutschnachhilfeunterricht musste vorübergehend eingestellt werden.

Die Frauen reagierten zunächst ängstlich in Bezug auf die Pandemie. Zumal Sprachbarrieren das Verstehen der Situation erschwerten. Deshalb war es zu Beginn sehr wichtig, über die Situation (auch mehrsprachig) aufzuklären.

Diese Information beinhaltete Fakten zum Corona-Virus wie auch im Besonderen Verhaltensregeln als auch Informationen zu (Not-)Beratungs- sowie Hilfsangebote.

Viele Frauen wandten sich telefonisch an mich, um über ihre persönlichen Ängste und Schwierigkeiten zu sprechen. Dies waren vor allem, die Angst zu erkranken, Zukunftsängste, Sorge um den Aufenthaltsstatus (bei den Frauen, die sich noch im Antragsverfahren befanden), Einsamkeit, Probleme in der Familie, Schule, aber auch sehr viel allgemeine Unsicherheiten (Wie verhalte ich mich jetzt im Alltag?).

Um das WIR-Gefühl weiter zu stärken und das „Auseinanderbrechen der Gruppe“ zu vermeiden, gab es Überlegungen, die Gruppentreffen virtuell stattfinden zu lassen. Gescheitert ist dieses Vorhaben teilweise am fehlenden technischen Equipment der Teilnehmerinnen und andererseits auch an Schwierigkeiten bei der praktischen Durchführung (Wie funktioniert dies? Sprachliche Probleme).

Umso mehr haben wir uns gefreut, als wir Mitte Juni, natürlich unter Berücksichtigung der Hygieneauflagen, endlich wieder unser erstes Gruppentreffen durchführen konnten.



Und alle waren da! Das vorrangige Thema dieses Treffens war natürlich Corona. Wie haben alle die Zeit erlebt? Welche Gedanken bezüglich der Pandemie sind im Vordergrund? Wir stellten fest, dass auf jeden Fall der Humor nicht verloren gegangen ist! Alle konnten die zusätzliche Zeit mit der Familie genießen. Und auch das viele und gute Essen, was uns allen einige „Corona-Kilos“ bescherte.

Was mich sehr bewegte, war die einheitliche Aussage der Frauen, dass sie alle sehr froh seien in dieser Situation in Deutschland leben zu können. Sie sind der Bundesregierung sehr dankbar für die schnelle Reaktion. Auch zu wissen, dass es eine sehr gute medizinische Versorgungslage in Deutschland gibt, erfüllte die Frauen mit Dankbarkeit. Sie konnten alle zustimmen, dass sie keine Angst vor dem Virus hatten und sich sicher fühlten.

Anders sieht das mit den Familienangehörigen, die in den Heimatländern leben, aus. Es machte die Frauen sehr traurig und hilflos, aus der Ferne miterleben zu müssen, dass es ihren Familien nicht gut geht und die Heimatstaaten sich nicht so gut für ihre Bevölkerung einsetzen, wie hier in Deutschland. So gibt es zum Beispiel in Syrien keine ausreichende ärztliche Versorgung und auch die essentiellen Dinge des Alltages wie Nahrung fehlen.

Andere Familienmitglieder im Iran starben. In dieser Zeit der Trauer nicht bei der Familie sein zu können und aus der Ferne hilflos zusehen zu müssen, ist nachvollziehbar sehr schwer!

Ich bewundere die Frauen der Gruppe sehr. Sie beweisen in dieser schwierigen Zeit weiterhin eine große Stärke und dennoch verlieren sie nicht ihren Humor. Es erfüllt mich mit großer Dankbarkeit und Ehrfurcht, die Frauen hier auf ihrem Weg begleiten zu dürfen. Ich sehe diese tollen Frauen als Vorbild und Bereicherung für unsere Gesellschaft.

Das Projekt CO-SOL wird gefördert von:



Wenn Sie Unterstützung brauchen ...

Wenn Sie Unterstützung brauchen, können Sie sich jederzeit an den Lebensraum Diakonie e.V. wenden.

In unseren Beratungsdiensten bekommen Sie Rat und Hilfe, auch wenn Sie unter den Folgen der Corona-Virus-Pandemie leiden.

Wenn Sie mehr über die anderen Hilfsangebote des Lebensraum Diakonie e.V. erfahren möchten, sprechen Sie uns ebenfalls immer gerne an.

Auch für Kritik, Anregungen und Rückmeldungen zu diesem „Brennpunkt“ sind wir dankbar.

... oder uns unterstützen möchten!

Und wir bitten um Ihre Hilfe!

Damit wir Menschen helfen können, die von Armut oder anderer sozialer Not betroffen sind, brauchen wir Menschen, die unsere Arbeit auf unterschiedliche Weise unterstützen: Wir freuen uns über Spenden. Wir suchen Vermieter, die uns ihren Wohnraum vermieten, damit wir ihn an Bedürftige untervermieten können. Und wir freuen uns über ehrenamtliches Engagement.

Wege gehen.

- Sprechen Sie uns gerne an!

Alle Informationen über den Lebensraum Diakonie e.V. finden Sie auf unserer Homepage.

<https://www.lebensraum-diakonie.de/start.html>